

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 58 (1975)
Heft: 11

Artikel: Die Angst vor dem Sterben
Autor: Wolfgang, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freidenker

Monatsschrift der Freidenker-Vereinigung der Schweiz

Nr. 11 58. Jahrgang

Aarau, November 1975

T 49
Sie lesen in dieser Nummer...

Vom historischen Jesus zum Christus der Kirchen (3. Teil)

Das Ende der katholischen Synode

Die Sekte und die Bombe

7, 9 oder 13

In Sachen Stellvertreter

Die Angst vor dem Sterben

Misserfolge ihres Gottes werden von den Frommen nicht zur Kenntnis genommen. Aber selbst in der Doktrin nehmen sie sich bloss das heraus, was ihnen genehm ist, denn sonst müssten sie glücklich sein, je eher je lieber dieses irdische Jammertal zu verlassen und ins ewige Leben hinaufzuwechseln. Tatsächlich aber sind gerade sie am meisten in ständiger Furcht zu sterben.

Wohl kasteien sich viele ihr ganzes Leben lang und tun unangenehme Dinge, um es einmal im «Jenseits» besser zu haben; so gibt es Mönche und Nonnen, die nicht sprechen dürfen, in Särgen schlafen und ihr ganzes Leben unnütz vertun; da dies eine unwirkliche und im Grunde ungesunde Einstellung ist, führt sie zu einer «gespaltenen Persönlichkeit»: In der Theorie bezeugen sie vor sich, wie eitel und wertlos das wirkliche Leben sei und dass lediglich das Jenseits wichtig wäre. In der Praxis aber sind sie von einer krankhaften Angst vor dem Tod besessen. Juden glauben, dass ihr Gott am Neujahrstag das himmlische Sittenbuch aufschlägt, aber Zeit bis zum «Langen Tag» für zerknirschte Reue und Fassten lässt, ehe er die Todesstrafe besiegt. «Der Tod ist der Lohn der Sünde», erklärt der babylonische Talmud (Schabb., fol. 55a). Und auch Römer 6/23 besagt das gleiche.

Andererseits gibt es auch tröstliche Versicherungen. «Selig ist, wer ein kurzes Leben hat», schrieb Clemens I. (2. Jahrhundert) in seiner Epistel an die Korinther, und der hl. Bernhard

nannte den Tod das «Tor zum (ewigen) Leben» (mors ianua vitae). Tertullian meinte daher im 3. Jahrhundert, Sterben sollte uns Vergnügen bereiten, und noch in unserer Zeit erklärte Kardinal Newman: «Das Leben ist kurz, der Tod gewiss, und für ewig die kommende Welt.»

Nach dem 4. Jahrhundert verfiel man auf einen zweigleisigen Ausgleich: «Die Narren fürchten den Tod als das schlimmste Uebel — die Weisen begehrn seiner zur Rast» lehrte der hl. Ambrosius.

Nach dem Zendawesta haben die Guten, die ein Plus an guten Taten («datha») aufzuweisen haben, nichts zu fürchten, während die Bösen gepeinigt werden sollen. Vor seinem Ende sieht ein frommer Mohammedaner den Engel Azrael in einer Vision: Den Guten erscheint er in all seiner Glorie, aber den Sündern als Schreckgespenst. Die Fidschi-Insulaner haben ein einfaches Rezept: Ein Sünder ist, wer als Junggeselle stirbt oder noch keinen Feind erschlagen hat, oder Frauen, die nicht tätowiert sind. Gleichzeitig bei uns unbeschnittene Juden und ungetaufte Christen, denn all dies bringt sie in magischen Bund mit Gott.

Der Tod tritt ins Bewusstsein

Der Begriff des Todes überschreitet nie die Bewusstseinsschwelle der Wilden, daher kennt der Primitive weder Furcht noch Ehrfurcht vor natürlichem Geschehen: Alte und Sieche sind eine Belastung, und soweit sie nicht als Nahrung dienen können,

werden sie getötet oder ausgesetzt, bzw. bleiben selbst zurück, wenn sie fühlen, nicht mehr von irgendwelchem Nutzen zu sein. Man lässt sie mit etwas Nahrung zurück, bis sie sterben oder von wilden Tieren «erledigt» werden.

Erst auf der zweiten Stufe, der Barbarei, tritt der Begriff des Todes über die Schwelle des sozialen Bewusstseins, denn jetzt braucht man jede Hand und misst sie, wenn sie fortfällt. Die Gemeinschaft wird erweitert auf Lebende und Tote (bis zum Totem) und reicht auch in die Zukunft, weil die Ahnen weiter helfen.

Mit dem Beginn der Klassengesellschaft wird auch das Jenseits gespalten: Nur die Besitzenden (in der klassischen Demokratie die Aristokraten) haben Ahnengeister, die als «Helden» verehrt werden; und wenn der Geist des guten Königs Menelaos (Odyss. IV, 561—69) in den Elysäischen Gefilden anzutreffen ist, dann nicht, weil er gut war, sondern weil er zur herrschenden Oberschicht gehörte. In Altägypten wurden die Könige und Aristokraten einbalsamiert, und man betete zu ihnen; das gewöhnliche Volk ging einfach zugrunde und hatte kein KA (ein Vorläufer der sogenannten «Seele»).

Dennoch können Kulturen auf der Stufe der Barbarei noch nicht zwischen richtigem Tod und ähnlichen Erscheinungen unterscheiden (wie Ohnmacht), alles hängt davon ab, wie der «Lebensgeist» zu handeln entscheidet.

Sobald aus dem Hauchgeist¹⁾ die unsterbliche Seele geworden ist, beginnt der homo sapiens sich unsinnig zu benehmen wie sonst kein Tier: Er beerdigt seine Toten, zerstört aber

Der Pressefonds

ist stets für Gaben empfänglich.
Postcheck-Konto 80 - 48853
der Geschäftsstelle der FVS.
Besten Dank!

gleichzeitig wichtige Dinge wie Lebensmittel, Schmuck und Werkzeuge, um sie dem Toten beizugeben; später werden Nachahmungen — auch für Geld — beigegeben oder verbrannt. Diese Dinge sollen dem Toten in der Unterwelt dienen — daher auch Sklaven und Frauen mit mussten — damit der Tote im Jenseits zufrieden ist und nicht verlangt zurückzukehren. Man zeigt ihm, wie untröstlich man sei: durch Geschrei und Selbstverstümmelung, Wundmale und Tätowierungsnarben.

Vor einigen fünfzigtausend Jahren verscharrete der Neandertaler seine verstorbenen Stammesmitglieder in einem Loch im Boden seiner Wohnhöhle: Die Leiche wurde aber vorsichtshalber in Hockerstellung wie ein Fötus zusammengebündelt. In der oberen Altsteinzeit werden die Grabbeigaben reicher, die Grabstellungen verschiedenartiger, und oft werden die Gebeine mit rotem Ocker bestaubt als Symbol für das lebenspendende Blut. Zeremonielles Begräbnis findet sich seit dem mittleren Paläolithikum mit Begräbnisstätten im Freien.

Aus der mittleren Steinzeit habe wir Schädel, die vom Rumpf getrennt wurden; dennoch sind alle Knochen noch mit rotem Ocker bestaubt. Leichen in Hockerstellung, verschnürt und teils mit zerschnittenen Fersen, reichen aus der Nesteinzeit bis ins Bronzezeitalter als Vorsichtsmassregeln gegen unerwünschten Besuch der Toten.

Ausgedehntes Erdbegräbnis setzt verbesserte Grabungsgeräte voraus, daher war Feuerbestattung als einfaches Mittel beliebt, um den Luftgeist freizusetzen. In Irland wurden noch in der Nesteinzeit tote Kinder unterm Hüttenboden mit einem treuen Hund vergraben, denn vielfach wurden im Altertum die nächsten Verwandten unterm Feuerherd bestattet, damit sie als Hausgeist sich warm halten konnten. Daraus entstand der Kirchenaltar mit einer Reliquie²).

Bekanntlich befragten die alten Griechen oft berühmte Tote in der Unter-

welt um Rat, woraus sich die östlichen Orakel entwickelten.

Die Gallier der Bronzezeit verbrannen erst ihre Toten und begruben dann die Asche in Urnen; die Germanen hatten Kremation bis ins 9. Jahrhundert, erst Karl d. Gr. verbot sie als «schädlich für die Seele» (noch im 3. Jahrhundert glaubte Tertullian, dass im Blut der Lebensgeist wohne).

Herodot (V, 92) berichtet, dass der Geist eines jungen Mädchens klagte, es müsste im Jenseits frieren, also verbrannten die Hinterbliebenen schnell warme Kleider, das heisst sie «töteten» die Kleider, damit sie ins «Jenseits» kämen.

Solch «geistiger Blinddarm» lebt aber fort, auch wenn man weiss, dass Bestauben mit rotem Ocker zwecklos ist, dass keine Lebensgeister im Blut sind (aber dennoch müssen orthodoxe Juden ihr Fleisch «schächten») und Tote nichts im Jenseits mehr benötigen.

Auf der dritten Stufe der Menschheitsentwicklung gibt es dann eine gesellschaftliche Differenzierung in Rang und Besitz: Innerhalb der Gemeinschaft empfindet man den Tod nicht mehr kollektiv, er ist jetzt eine rein persönliche Angelegenheit geworden. Privatbesitz wird zusammengegrafft, aber nicht mehr sinn- und zwecklos als Grabbeigabe vertan, sondern weiter vererbt. Aber um so mehr wächst damit die Furcht vor der Eifersucht der Toten, die zu ihrem Besitztum zurück wollen. Aeusserlich bleiben zwar noch gleiche Riten, nur die Bedeutung hat sich gewandelt.

Den griechischen Obolus — eine kleine Münze, die man dem Toten in den Mund legte — erklärte man als das nötige Fahrgeld für den unterweltlichen Fährmann, Charon; in Wirklichkeit war es ein Lösegeld wie die billigen Grabbeigaben aus Lehm, Papier oder Teig, mit denen man jetzt die «teuren» Toten abspeiste; in Ostasien wird dieses Symbolgeld aus Papier angefertigt und verbrannt. Vielfach hält man das Meer — eine alte Unterweltsmacht — für die Wohnung der Toten, und setzt sie in Booten aus; wo auch Gaben mitgeschickt werden, nimmt man diese wieder an sich, ehe das unbrauchbare alte Boot mit der Leiche in die See gestossen wird.

Wenn Besitz privat wird, gibt es auch keine gemeinsamen Interessen mehr, denen gemeinsame Ahnen oder He-

roen dienlich sein könnten. Der Ahnenheros wird zum Gott für die Allgemeinheit, das heisst zum Wächter über Privatbesitz und Klassenvorrechte; er ist in den semitischen Dialekten der Ba'al = Besitzer par excellence, den man um sein Teil anbietet kann. Was bisher bestand, war Analogie- bzw. Symbolzauber, jetzt beginnt erst die Religion, in der sich Menschen gern erniedrigen, um Lohn zu empfangen.

In allen slawischen Sprachen ist BOG (oder boch) der Ausdruck für «Gott», altiranisch BAGA, von Sanskrit bhaga = Herr, wörtlich «der Verleiher» vom Verb bhayati = er teilt zu, beschenkt, erhalten in Fortuna, was Glück wie Habe bedeuten kann. Im Polnischen ist bohater noch der Héroe, Held und Bogaty der Reiche³).

In der primitiven Gesellschaft wurde Boden zum Bebauen nie individuell zugeteilt (und dann nur durchs Los auf gewisse Zeit bis zur Neuverteilung), es blieb Gemeineigentum. Nun ist der Stammesführer aber zum König aufgerückt und wird zum Besitzer und Verteiler des Landes, desgleichen der Gott droben. Man glaubt also, der Tote trauert vor allem um sein Besitztum, dessen Nutzung einem anderen zukommt, daher ist er böswillig und gefährlich. Die Angst vor diesem Rachegefühl ist heute allerdings durch Beteuerung von Liebe verdeckt worden.

Was tut man, um sich zu schützen? — Man legt den Toten in einen festen Sarg, schliesst ihn fest und setzt die «Seele» lieber nicht durch Verbrennung frei, sondern begräbt das Ganze vorsorglich tief im Boden und setzt dann noch einen schweren Stein darüber mit der magischen Beschwörung «Ruhe sanft» und in Frieden, wo du nun bist und denke nur ja nicht an ein Zurückkommen⁴). Schon im altindischen Rigveda heisst es: «Möge der Verblichene mit seiner Ruhestätte so zufrieden sein, dass er nie wieder Verlangen fühlt, in sein früheres Heim zurückzukehren» (X, 18/10—13).

Wenn jemand stirbt, trifft man bereits Schutzvorkehrungen: Gegenstände, in denen sich sein Blick festhalten könnte — Wasserflaschen oder Spiegel — werden verdeckt (Wasser wird am besten fortgeschüttet), Vorhänge und dergleichen werden geschüttelt, falls der Geist dort hängen bleiben könn-

te. Man vollführt Lärm, um ihn zu vertreiben, zündet Toten-Lichter an und wiederholt dies an den Jahrestagen, besonders aber anfangs November, wenn die Natur stirbt und man glaubt, dass die Totengeister Ausgang haben⁵⁾.

In vielen Gebieten wird die Leiche so aus dem Haus getragen (etwa durchs Dach), dass sie den Weg nicht zurückfinden kann, man macht Umwege, geht durch Bäche oder Furten, um die Spur zu verwischen, streut Reiskörner, die der Geist aufpicken will. Bei der Heimkehr wird getanzt, getrunken, und im Gasthaus gibt man sich ausgelassen, um den Totengeist zu täuschen, wer die «Leidtragen-den» sind. Oder man entstellt sich in der Kleidung — bei hellhäutigen Menschen schwarz, bei dunkler Haut weiss.

Es gibt aber auch Appelle um Mitleid, indem man Klageweiber und andere professionelle Trauerer bezahlt; man rollt sich in Asche (die später nur mehr aufs Haupt gestreut wird) oder im Staub als Ausdruck unabändigen Schmerzes, fügt sich Wunden bei, geht in Lumpen und trägt verbergen-de Schleier (erhalten im Trauerflor) oder schneidet auch das Haar zur Entstellung (5. Mos. 14).

An den Totengedenktagen im November besucht man die Gräber mit Blumenopfern, zündet Lichter an oder hat Lichtprozessionen; man «speist» die Toten mit «Seelenbroten» (das «Seelenstuck» in Tirol), wovon viele Gebäckformen und -namen sich erhalten haben (wie Wecken, Bretzel). In Teilen Deutschlands gilt der 29. September als Helltag, nach der nordischen Totengöttin Hella; oder am

Freitag vor Michaelis wird ein «Seelenmahl» gehalten (in Vertretung der Toten). Am Vorabend des 1. November beginnen die Kirchenglocken als Abwehrzauber mächtig zu läuten.

In seinem Buch «Schwarz und Weiss» beschrieb Albert Londres ein Neger-begräbnis, bei dem die Trauergäste kleine Sou-Münzen ins offene Grab warfen. Dabei wurde unmissverständlich gerufen: «Hier hast du Geld, ver-schwende es nicht, sondern gebrau-chen es vernünftig! Und lass nicht et-wa deinen Kima (Geist) umhervaga-bundieren, du bist im Leben genug gewandert, jetzt bleibe still; und vor allem komm' nicht zurück, was du hinterliessest, deine Erben können's gut gebrauchen!»

Dr. Otto Wolfgang

¹⁾ Griechisch pneuma = Atem, Wind, lat. anima = schon für Seele, Sanskr. anila = Wind, Lebenshauch und der Mund, anana, bedeutet wörtlich: der Atmer.

²⁾ Ehe man Gebäude errichtete, brachte man dem Erdegeist ein Menschenopfer, das miteingemauert wurde.

³⁾ In der Verneinung niebogi, daraus jiddisch «nebbich» = arm, weil gottlos; wendisch niebogi ist einer, der um seine Habe kam, poln. niebocznyk = der Verstorbene. Reichtum bestand erst in Vieh, lat. pecus, daher noch unser Ausdruck «pekuniär».

⁴⁾ «Friedhof» heisst er nicht wegen des Friedens, sondern weil er zu alldem «umfriedet» ist.

⁵⁾ In England wird erzählt, ein Katholik, Guy Fox, hätte das Parlament in die Luft sprengen wollen, doch ist es nur eine Erklärung, warum Kinder um kleine Münzen betteln gehen und dann am 5. November mit Knallfröschen und anderem Lärmachern und Feuerwerk das tun, was in Wirklichkeit die Totengeister verscheuchen soll.

Christi, des Sohnes Gottes, sodann die Einsetzung des magischen Kannibalismus: Eset, das ist mein Leib, trinket, das ist mein Blut, und drittens der Befehl, alle Völker auf den Na-men Christi zu taufen.

Matthäus (in den 80er Jahren) und Lukas (in den 90er Jahren) sind ganz von Paulus abhängig, der die Verfas-ser bekehrt hat. Sie plündern den Markus; vermehren ihn durch Sprü-che aus der «Quelle Q», bei Matthäus als Bergpredigt für Juden ediert, bei Lukas für Nichtjuden in Samaria; ferner wird Markus durch Parabeln er-weiterzt.

Die Hauptsache aber ist die: Die nachpaulinischen Evangelisten dramatisieren die paulinische Theologie. Sein Raubgriff hatte den Juden ihre Bibel entrissen und sie zu einem «Al-ten Testament» umgefalscht; so kann nun die Bibel ungehemmt für christli-che Zwecke verdreht werden.

Jahwe verwahrt sich noch heute da-gegen, dass er mit einer Jungfrau einen Sohn gezeugt habe. Die Wun-dergeburt in Bethlehem musste sein, um die paulinische Verbindung mit dem «Alten Testament» anschaulich zu machen.

Nun gab es aber in Jerusalem Jesuaner. Sie waren nicht Christen, so wen-ig wie der historische Jesus. Sie wa-ren eine winzige jüdische Sekte, die sich von andern darin unterschied, dass sie erwarteten, ihr Jesus werde sein wiederholtes Versprechen erfüllen und vom Himmel hoch kommend das irdische Jerusalem durch sein himmlisches ersetzen.

In der Theologensprache: Sie warte-ten auf seine «Parousie». Auch der le-bende Leichnam der Auferstehungs-mären sagt nichts anderes, als dass er als «Menschensohn» wiederkom-men werde. Sie täuschen nicht dar-über hinweg, dass die «Parousie» ausgeblieben ist.

Der Enttäuschung der Jesuaner tritt Paulus mit der Behauptung entgegen, sie habe stattgefunden. In seinem Da-maskuserlebnis hat er das zweite Kommen als kosmisches Ereignis er-fahren. Aber die Jesuaner nehmen ihm seinen auferstandenen Gott nicht ab. Für sie ist Paulus einer, der sich Apostel nennt, ohne einer zu sein, da er ja Jesus nicht gekannt habe. Im ge-fälschten zweiten Petrusbrief wird vor Paulus gewarnt: Er sei schwer zu ver-stehen. Wer ihn ohne Leistung durch

Vom historischen Jesus zum Christus der Kirchen

Die wissenschaftliche und kritische Arbeit der letzten zweihundert Jahre hatte zwei wichtige Ergebnisse: 1. Es besteht ein nachweisbarer Unter-schied zwischen einem historischen Jesus und dem Mythos des Gottmen-schen; der erste hat gelebt, der zweite hat so wenig gelebt wie Herakles, der Sohn des Zeus. Der historische Jesus, wie er besonders aus der Pe-trusquelle des Markus rekonstruiert wird, war von einem Messias-

wahn besessen, dem er sein Leben opferte.

Wir kommen nun zu dem entscheiden-den Schritt vom historischen Jesus zum mythischen Christus. Der ihn tut, heisst Paulus: Er ist der Stifter des Christentums und der Gründer der ersten christlichen Kirche. Schon eine der Ueberlieferungen, die Markus zu-sammenstückte, ist bereits von Paulus beeinflusst; besonders der erste Satz: Anfang des Evangeliums Jesu